

# GERHARD ROSENKRANZ

Durch Marco Polos klassisches Reisewerk erhielt das Abendland gegen Ende des Mittelalters zum ersten Male ausführliche Kunde von dem fernen Osten Asiens, und seither ist das Interesse Europas für diese Gebiete stets wach geblieben. Die Länder Ostasiens, die zusammen rund ein Viertel der gesamten Menschheit umfassen und lange Zeit dem Eindringen der Europäer erfolgreich Widerstand leisteten, konnten nicht wie manche anderen Länder in wenigen Jahrzehnten „entdeckt“ werden. Zu mannigfaltig sind die Probleme, die sie auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und der Religion den Forschern darbieten, und jede Generation hat sich von neuem bemüht, tiefer in diese den Europäern so fremde Welt einzudringen.

Eine der neueren Darstellungen in der langen Reihe der Reisebeschreibungen über Ostasien ist das Buch von Gerhard Rosenkranz „Fernost - wohin? Begegnungen mit den Religionen Japans und Chinas im Umbruch der Gegenwart“. Es ist das Ergebnis einer Studienreise, die der Verfasser, damals Dozent für die Religionsgeschichte des Ostens an der Universität Heidelberg, im Jahre 1938 unternahm. Er war der Meinung, dass über jeder Beschäftigung mit den Fragen des Ostens für den Europäer das Wort des englischen Dichters Rudyard Kipling steht: „Ost ist Ost und West ist West, und niemals werden die beiden zueinander kommen.“ Auf seiner Reise stellte er sich die Aufgabe, in die Lebenskräfte einzudringen, die die Gegenwart der beiden großen Völker im Osten gestalten. Er wollte ferner die Möglichkeiten der Verkündigung des Christentums im Fernen Osten kennenlernen und mit den christlichen Vertretern dieser Länder Fühlung gewinnen.

Rosenkranz hat einen offenen Sinn für die Wirkung des Landschaftlichen und für das Volksleben. Eindrucksvoll fügen sich ihm die Bilder des Fuji-zan, des Biwasees, der Kirschblüte zur Melodie der japanischen Landschaft zusammen. Wie Sanftheit, Zartheit und Ebenmäßigkeit ihr das Gepräge geben, so beherrschen Form und Sitte das Leben der Menschen; und hinter allem steht, bis in die kleinsten Züge des Alltagslebens hinein wirksam, die Kraft der beiden Religionen Japans, des Buddhismus und des Shintoismus. - Von Japan führt ihn sein Weg über Korea und die Mandschurei nach China, wo er besonders in Peking die heiligen Stätten des Konfuzianismus, des Taoismus und des Buddhismus besucht. Eindringlich schildert er, was von diesen Religionen im Leben der Völker Ostasiens lebendig ist und wie sich daraus für die Mission und für die zahlenmäßig noch kleine, aber wirksame und wachsende Christenheit dieser Länder ihre Aufgabe in Gegenwart und Zukunft gestaltet.

## Im Herzen Japans

*Gerhard Rosenkranz: Fernost - wohin? Begegnungen mit den Religionen Japans und Chinas im Umbruch der Gegenwart. Heilbronn, Verlag Eugen Salzer 1940.*

### „Sie haben doch den Fuji gesehen?“

Hundertmal wird es der Heimkehrer aus Japan gefragt. Und hundertmal wird er mit immer dem gleichen freudigen Ja darauf antworten. In Japan gewesen zu sein und den Fuji nicht gesehen zu haben, das hieße... nun, das ist eben unmöglich. Man muss ihn sehen. Man kann ihm nicht ausweichen. Wenn das Wetter klar ist, zeigt er sich dem Ankömmling schon auf dem Schiff. Ich sah ihn zum ersten Mal von Yokohama aus. Von Tokio ist er sichtbar. Reist man von Tokio nach Kyoto, so geht die Fahrt sogar eine weite Strecke am Fuße des Massivs entlang, aus dem er herauswächst. Freilich: man darf ihn nicht gerade in jenen Wochen sehen wollen, in denen die Regenzeit ihre grauen Schleier über Japan hängt. Da bleibt er in Nebel gehüllt, auch wenn man ihm noch so nahe kommt. Dies aber bleibt sehnsüchtiges Verlangen, sobald man ihn einmal aus der Ferne sah: ihm so nahe wie möglich zu kommen. Er lockt wie mit Zaubergewalt. Ihn zu besteigen, ist wegen seines ewigen Schnees nur während weniger Wochen im Sommer möglich. Dann aber ergießt sich aus allen Teilen des Landes ein Strom von Pilgern auf seinen Gipfel. Es ist die höchste Sehnsucht jedes rechten Japaners, einmal in seinem Leben dort oben, wo der Schutzgöttin des Berges, der Konohana-Sakuya-Hime, ein Schrein errichtet ist, der Sonnengöttin seine Anbetung darbringen zu können. -

Wir sind auf einer Fahrt durch die Hakone-Berge, die dem Fuji vorgelagert sind. Hier und dort stehen niedrige, roh behauene Steinbilder des Jizo, des Schutzgottes der Reisenden; dankbare Wanderer haben Kieselsteine als Opfergaben auf ihre Sockel gelegt. Dann beginnen die Matten, überwuchert von welchem Bambusgras. Das Hakone-Gebirge war einst vulkanisch. Es bildet auf seiner Höhe einen einzigen großen Krater, aus dem die einzelnen Berggipfel aufragen. Mitten darin liegt, umgeben von mehreren Ortschaften, der Hakone-See. Einige der Ortschaften sind vielbesuchte Bäder. Auf ihren Matten dampfen die heißen Quellen; ein starker Schwefelgeruch entströmt ihnen. In Hakonemachi verlassen wir das Auto.

Schon haben wir den Fuji flüchtig gesehen. Aber etwas wie Scheu, ein Bild unvollkommen vorwegzunehmen, das sich uns gleich in seiner vollen Größe bieten muss, hat uns zurückgehalten, bei seinem Anblick zu verweilen. Jetzt beflügelt die Vorfreude den Schritt. Schnell erklimmen wir eine steile Anhöhe. Wir wenden uns, und im gleichen Augenblick überfällt uns jener Schauer eines unbeschreiblichen Erlebens, der noch jeden bis ins Innerste erschüttert hat, der sich offenen Herzens hingibt in den Bann heiliger Stätten. Wahrlich, dieser Berg, keusch in der strahlenden Reinheit seines Schneemantels, herb in der sanft ansteigenden Ebenmäßigkeit seiner Gestalt, einsam in seiner ragenden Größe und wiederum auf das Land sich niederneigend in seinem Spiegelbild in all den Seen ringsum, ja selbst noch in den Fluten des Stillen Ozeans - dieser Berg ist heilig. So sah und malte ihn vor hundert Jahren Hiroshige, überwunden von seiner überirdischen Erscheinung. Er sah ihn anders als sein älterer Zeitgenosse Hokusai, der seine Fuji-Bilder im weltlichen Stil des Ukiyo-e (Stilperiode des japanischen Farbenholzschnittes) malte. Er sah ihn religiös, und das Erlebnis dieser Schau stellt uns auf seine Seite. Der Fuji ist nicht nur das Symbol Japans; er ist Gottheit, und eine Gottheit kann gewisslich

ihres Volkes Freund sein, sie ist aber auch eine Warnerin. Wenn der Fuji auf seinem Gipfel einmal keinen Schnee trägt, so bedeutet das eine Warnung.

Schwer nur reißen wir uns von dem Anblick los. Auf schmalem, steinigem, glitschigem Pfade steigen wir höher. Dornengebüsch schlägt um unsere Beine, und das Bambusgras biegt sich über uns zusammen. Ein eisiger Wind pfeift über die Kuppen, die düster und tot um uns liegen wie die Lavakuppen der Eifel. Immer wieder geht unser Blick zum Fuji zurück. Zarter noch werden die Farben, die in stetem Wechsel sich wie hauchdünne Schleier über sein weißes Gewand legen. Märchenhafter noch wird seine Erscheinung über der trostlosen Einöde, die uns umgibt. Und als wir auf dem Jikkoku-Pass angekommen sind, der seinen Namen nach der Zahl der zehn Provinzen trägt, die von ihm zu sehen sind, liegt er in der Ferne nur noch wie ein Wölkchen, das jeden Augenblick in der Bläue des Himmels versinken kann.

Der Fuji ist hinter uns versunken. Vor uns leuchtet der Pazifik auf, in den die Halbinsel Izu weit hinausgreift. Ein alter Tempel liegt am Wege mit einem herrlichen bronzenen Weihrauchgefäß vor seiner Halle. Haufen von Götterbildern stehen in düsteren Bergnischen; ein jedes Bild ist mit Steinen beschenkt und mit verblichenen Lappen behängt. Steil fällt der Weg hinab nach Atami, der kleinen Stadt am Meer. Sie liegt in einem erloschenen Krater, dessen halber Bergrand in die Fluten gesunken ist.

Kumagaya ist eine Provinzstadt nordwestlich von Tokio. Ihre Kirschblüte ist in Japan berühmt. Europäer wohnen in Kumagaya nicht, auch keine Amerikaner. Es ist ein unberührtes japanisches Städtchen und mit seinem großen Kaufhaus der Sammelpunkt der vielen Bauern im Umkreis. Inhaber des Kaufhauses sind die beiden Brüder Yagihashi. Sie sind Christen. Der alte Vater, der das Geschäft begründete, lebt noch. Als nach den beiden Töchtern, die ihm geboren wurden, auch das dritte Kind wieder ein Mädchen war, adoptierte er einen Knaben als späteren Gatten für die Älteste und als seinen Nachfolger. Dann wurden ihm zwei Söhne geboren, die nun heute mit ihrem Schwager zusammen das Geschäft führen. Der eine der beiden Brüder ist kinderlos; der andere hat auch wieder nur drei kleine Mädchen. So ist wiederum die Sorge um den Nachfolger da. Wird er noch geboren werden? Jedenfalls hat man vorsichtshalber einen Adoptivsohn ins Haus genommen, der eben auf Kosten der Familie Jura studiert und später die eine der Töchter heiraten und das Geschäft übernehmen wird. Das sind japanische Familiensorgen.

Von den Brüdern Yagihashi kommt ein sehr freundlicher Brief. Er bittet um unseren ehrenwerten Besuch. Die Kirschen blühten jetzt. Zwar lohne es eigentlich nicht, die Kirschblüte in Kumagaya zu besuchen, aber sie sei doch sehr schön. Und vor allem werde es die über hundert Angestellten des Kaufhauses erfreuen, etwas über das Christentum im Abendlande zu erfahren. Das ist ein sehr höflicher Brief. Wir sagen zu.

An einem Sonntag, der in Japan nur Behörden- und Schulfesttag ist, fahre ich nach Kumagaya. Professor Sakaeda, Nationalökonom an der Waseda-Universität in Tokio, und Dr. Hennig, der Missionar der Ostasien-Mission, fahren mit mir. Sakaeda wird mein Dolmetscher sein. Da er zwei Jahre in Deutschland studierte, spricht er vorzüglich deutsch. Überdies ist er mit den beiden Brüdern befreundet und wie sie ein sehr feiner und eifriger Christ.

Unsere Gastgeber empfangen uns am Bahnhof mit jener vollendeten japanischen Lebenswürdigkeit, die den Fremden immer wieder beschämt und fast hilflos macht. Wir gehen vor die Stadt hinaus auf den langen Damm, der Kumagaya gegen die

Überschwemmungen des Arakawa-Flusses schützt. Er ist mit zwei Reihen alter Kirschbäume bestanden, die jetzt prächtig blühen. Wie breite rosafarbene Wattebüsche stehen sie da. Ich habe die japanische Kirschblüte an vielen Orten erlebt. Ich sah die wallenden Schleier, die sie im Ueno-Park wie ein Biedermeierkleid um die ragende Pagode legt. Ich sah auf dem Koya-zan alle die einzelnen Blütenbäume in den Tempelhöfen, die uralten, knorrigen und die jungen, im Winde sich biegender, die vor den dunklen Hallen wie tanzfreudige Mädchen in Frühlingskleidern stehen. Und nun gehen wir auf dem Ara-kawa-Deich wie durch einen Blütentunnel. Ich weiß, dass dem Japaner das schnelle Aufblühen und Verwelken der Kirschblüte zum Sinnbild der Vergänglichkeit aller Dinge geworden ist. Sie ist ihm das Symbol des Yamato-damashii geworden, der „Seele Japans“, die mit ritterlichem Mute das Schicksal vergänglichem Leben auf sich nimmt. Ich habe es in vielen japanischen Gedichten gelesen, japanische Freunde haben es mir bezeugt. Ich habe mich ehrlich bemüht, über dieses Wissen hinauszukommen und die Kirschblüte zu erleben, wie der Japaner sie erlebt. Es ist mir nicht gelungen. Ich bin auch auf dem Arakawa-Deich ein Fremdling geblieben. Immer wieder sind meine Gedanken hinübergewandert zur Bergstraße am Odenwald, wo sich, wenn die Blätterknospen noch geschlossen sind, unsere deutsche Kirschblüte wie ein weißer Rausch über die Rheinebene legt und an den Bergen hinaufwogt. Vergänglichkeits-Stimmungen sind mir fern geblieben. Und fremd geblieben ist mir der Taumel, in dem das japanische Volk unter der Kirschblüte alle Bande der Sitte zerreißt und sich einer Freude am Leben hingibt, die den Augenblick, ehe er vergeht, auskostet bis zur Neige.

Wir gehen ein paar Mal auf dem Deich auf und ab. Die Buden, in denen Reiswein und Bier ausgeschenkt wird, sind umlagert. Betrunkene wälzen sich auf dem Boden herum. Angetrunkene kommen Arm in Arm in gröhrender Reihe daher. Einer von ihnen tanzt um uns herum und ahmt auf einem Besenstiel ein japanisches Instrument nach, ja er gibt uns sogar - wie unjapanisch! - die Hand.

Wir gehen wieder in die Stadt. Der Professor spricht sehr ernst von „Tiefen im japanischen Volkscharakter“. Ich habe später oft daran denken müssen. In den Strassen geht das Leben wieder schweigend und gebunden an uns vorüber. Gelegentlich bleiben ein paar Kinder oder ein paar Bauernmädchen vor uns stehen, als hätte sie der Schreck festgebannt; Mund und Augen bleiben offen, und der erhobene Zeigefinger scheint vor Verwunderung nicht wieder herabfallen zu wollen. Es ist, als sähen sie zum ersten Male einen Europäer. Wie sind die Fremden groß und dick! Was haben sie für seltsame Augen und was für eine lange Nase! Die Mädchen werden daheim in ihren Dörfern viel zu erzählen haben.

Am Abend versammeln sich alle Angestellten in einem großen Raum des Kaufhauses. Dicht aneinandergedrängt hocken auf den Matten die Knaben und Mädchen, die Männer und Frauen. Die beiden Brüder Yagihashi und der Großvater mit den Enkelöchtern sitzen vor der Versammlung; ihre Frauen gehen in den Hintergrund. Professor Sakaeda leitet den Abend ein. Dann spreche ich. Es ist heute Palmsonntag. So rede ich vom Einzug Jesu in Jerusalem und dann weiter von seinem Einzug in die Völker des Abendlandes, auch in unser deutsches Volk. Ich schildere, was wir als Volk diesem Einzug zu verdanken haben. Einst, vor bald vierhundert Jahren, zog Christus auch in Japan ein. Wieder ist er bereit, ihm zu begegnen, es zu Gott zu führen und so auch ihm das Beste zu geben, was er den Völkern des Westens gab. Ich schliesse mit dem Kreuzesbild, das ich auf der Takarazuka-Bühne in Tokio sah.

Es ist eine alte Überlieferung: der Biwa-See sei in der gleichen Nacht entstanden, in der sich, emporgetrieben von den Feuerkräften des Bodens, der Fuji erhoben habe. Wie dem auch sei, seine Schönheit ist keusch und zart wie die des heiligen Berges. Ebenmäßig ist seine Gestalt wie die Form der Biwa, auf deren Saiten die Mädchen Begleitung zupfen zu ihren Liedern. Und wie der Klang der Biwa im Herzen des Japaners Sehnsucht weckt und ihr Erfüllung gibt, so wird ihm auch das Erlebnis des Biwa-Sees zu einem Kranze klingender Lieder, deren acht schönsten er nach chinesischem Brauch Überschriften gab: Abendschnee am Hira-Berge, Flug der Wildgänse in Katata, Nachtregen in Karasaki, die Abendglocke im Mii-dera, Sonnenschein mit Brise in Awazu, Abendröte über Seta, der Herbstmond in Ishiyama, heimkehrende Boote in Yabase.

Durch ein liebliches Waldtal hat die Bahn uns von Kyoto nach Otsu an den See gebracht. Im Hafen liegt der kleine Dampfer zur Rundfahrt auf dem See bereit. Die Zahl der Fahrgäste ist klein. Einige sitzen drinnen mit untergeschlagenen Beinen auf den Polsterbänken, die Mehrzahl hat auf dem Deck Matten ausgebreitet und sich auf ihnen niedergelegt. Es ist kühl. Aber die Männer haben den Rock ausgezogen und die Weste geöffnet. Ich bin der einzige Ausländer. Nach der Abfahrt kommt der Kapitän zu mir. Wir werden einander vorgestellt. „Sie haben einen sehr schönen Namen“, sagt er höflich. Ich verbeuge mich. Eben hat das Grammophon ein japanisches Soldatenlied gespielt; jetzt spielt es die „Mühle im Schwarzwald“. Wir gleiten am Ufer entlang. Die hohen Berge treten zurück. Bewaldete Höhen bedecken den Strand. Dörfer tauchen auf inmitten dichter Kiefernwälder. Ein Schrein hat sein Tora weit hinaus in das Wasser gebaut. Ich frage den Kapitän, wann wir am Abend wieder in Otsu sein werden. Er nennt die Stunde. Aber da soll ich ja schon längst wieder in Kyoto sein, wo Freunde mich erwarten! Der Kapitän bemerkt meine Verlegenheit. Er erkundigt sich. Meine Frage, ob ich ein Telegramm aufgeben könne, verneint er mit Bedauern. Das sei erst in drei Stunden möglich, wenn wir zum ersten Male anlegen. Aber dann lächelt er. Sein Schiff sei auch für solche Fälle vorbereitet, sagt er stolz. Er habe Brieftauben an Bord! Schnell werden drei der Tiere aus dem Käfig genommen. Das Telegramm ist dreimal aufgeschrieben und wird den Vögeln in Hülsen unter den Schwanz gebunden. Und schon fliegen sie davon, ein paar Mal um das Schiff herum und dann geraden Fluges zurück zum Postamt in Otsu. Ich sage dem Kapitän meine bewundernde Anerkennung. Er lächelt und ist glücklich.

In immer gleicher Schönheit gleitet das Ufer vor unserem Blick vorüber. Der Koch bringt uns Reis und gebratenen Fisch. Dann taucht ein kleines Eiland steil vor uns aus dem See auf. Seine Wände sind bis hinunter auf das Wasser bewaldet. Es gleicht einer verwunschenen Insel. Das ist Chikubu-shima. Wir legen an und erklimmen in einer schmalen Felsspalte seinen Gipfel. Zwei Tempel stehen droben. Der eine ist der Kwannon geweiht, der andere der Göttin Benten, die aus Indien zugewandert und unter die sieben Glücksgötter aufgenommen ist. Und dann steht da noch ein Schrein, unter dessen wundervollen Wandschnitzereien sich ein Kreuz-Fries befindet. Vor ihm erhebt sich auf einem Felsen über dem See eine Halle. Viele Menschen beugen sich über ihre Brüstung und schleudern kleine runde Tonschalen, die sie in einer Bude gekauft haben, auf das Wasser hinaus. Sie werfen ihre Unreinheiten, die sie durch Berührung auf die Schälchen übertragen haben, von sich in den See. Aber man muss die Schalen weit hinauswerfen, und sie dürfen nicht im Bogen zurückkommen.

Bei der Abfahrt kommt eine Perlenfischerin aufs Schiff. Jede Muschel kostet einen Yen. Sie öffnet die Muschel, schneidet das Tier auf und holt die Perle heraus. Wir nehmen eine wunderschöne, gelbschimmernde Perle als Andenken mit. Weiter geht

die Fahrt an kleinen Felseninseln vorüber. Wir fahren nun schon am anderen Ufer des Sees, das flach ist. Auf Okuno-shima haben wir Zeit, den Chimei-Tempel zu besuchen. Er ist um Sechshundert vom Prinzen Shotoku Taishi gegründet. Auf achthundertacht Stufen steigen die Pilger zu ihm empor. Kaum sichtbar stehen, fernen Visionen gleich, im Dunkel der Halle die Götterbilder.

Vor Otsu blicken wir den Seta-Fluss hinunter, in den der See ausströmt. Über ihm liegt auf den Bergen, mitten in Zedern und schwarzen Felsen, der Ishiyama-Tempel. Herrlich, wie auf der anderen Seite von Mii-dera, ist hier der Blick auf den See. Eine Hütte beim Tempel ist die Stätte, wo vor tausend Jahren eine Frau die berühmte „Geschichte vom Prinzen Genji“ schrieb. Nicht weit davon steht eine kleine Pagode. Wer sie mit verbundenen Augen findet und berührt, dem soll Glück beschieden sein.

Als wir in Otsu wieder anlegen, liegen die ersten Schatten des Abends über der Stadt. Ober den See gleiten weiße Nebelschleier. Dies ist die Stunde, in der das Erlebnis des Biwa-Sees stärker das Herz des Japaners berührt als im hellen Sonnenschein. - Abendschnee im Hira-Berge, Abendglocke im Miidera, Abendröte über Seta, heimkehrende Boote ...

Noch liegen die Berge in violetterm Schein gleich der Farbe der Glyzinien, die jetzt in den Gärten blühen, gleich dem Dunkelblau der Iris auf den Teichen. Dann versinken auch sie in den grauen Schatten.

In Kyoto ist das Telegramm pünktlich eingetroffen, das unsere Verspätung melden sollte.

Wieder stehen wir am Meer. Wieder stehen wir dort, wo Erde und Wasser ineinander verschwimmen, wo Japan in unzähligen Inseln seine Augen der Unendlichkeit geöffnet hält, in der Meer und Himmel ineinander versinken. Als hätte die Laune eines Riesen einen der grünen Waldberge in den Ozean hinausgetragen, dass beim Niedersetzen ein paar gewaltige Felsstücke absprangen und um eine Insel liegen blieben - so liegt Enoshima vor uns. Seidig wie das Meer um ihren Fuß flimmert der Sonnenglast um ihre Höhe. Gleich Nestern hängen an ihren Felsen und in ihren Rissen die Häuser.

Auf langem Steg gehen wir zur Insel hinüber. Es ist, als ließen wir mit jedem Schritt die Zeit weiter hinter uns zurück. Immer wesensloser wird das Leben, das uns eben noch auf der Straße zum Strande buntlockend umgab. Es ist Ebbe. Der Strand dehnt sich schmutzig unter uns. Boote liegen umher. Fischer ziehen in langen Reihen ihre schwerbeladenen Schleppnetze aus dem Wasser. Andere sitzen und flicken die Netze. Draußen am Horizont stehen die Segel der Boote.

Nun tauchen wir ein in die grüngoldene Dämmerung der heiligen Insel. Mit vielen Pilgern steigen wir über breite Treppen in den Felsenspalten empor. Zwischen dunklen Kiefern leuchten weiße Kirschbäume auf. Vor den Hallen der Schreine auf der Höhe sammeln sich die Andächtigen. Anbetend klatschen sie in die Hände, tief sich verneigend vor dem Spiegel der Sonnengöttin. Zwischen den Hallen hindurch aber verliert sich der Blick immer wieder in der Weite des Meeres. Hier wird unser Herz bis zu jener Grenze getragen, die dem Denken ein Ende setzt. In der Ferne sehen wir wieder, wie von den Höhen über Atami, die Insel Oshima. Vor ein paar Jahren machte eine Klasse der deutschen Schule in Tokyo einen Ausflug dorthin. Sie bestieg den Vulkan Mihara. Ein junger Japaner, gleichfalls aus Tokyo, hatte sich unterwegs ihr angeschlossen. Als sie den Kraterrand erreicht hatten, stand er versunken da. Dann schrie er auf: „Sajonara“ („Lebe wohl“) und warf sich in den Krater hinab. Er war nicht der erste, der hier sein Leben auslöschte, er ist nicht der

letzte geblieben. Er war einer der achtzehnhundertfünf Selbstmörder, von denen der Polizeibericht in jenem Jahre 1934 allein für Tokyo berichtete. Dazu kamen über zweitausend Selbstmordversuche. Die Zahlen sind bisher nicht zurückgegangen. Die Zeitungen nennen als Gründe dafür die Großstadtnöte. Aber sie weisen auch darauf hin, dass das Seppuki (Selbstmord) in Japan als ehrenvolle Tat verherrlicht wird. Hier blicken wir in eine der Tiefen des japanischen Volkscharakters. Der Buddhismus bildet keine Hilfe dagegen. Sie wird dem Christentum zur großen Aufgabe.

Auf Stufen und über Galerien, die an die steilen Inselwände gesetzt sind, steigen wir hinab zu der Höhle, die der Göttin Benten geweiht ist. Felsen liegen um uns, auf die die Brandung ihre Schaumflocken wirft. Tempelmädchen in roten Röcken und weißen Blusen geben uns Kerzen mit. Mühsam schützen wir ihr Licht vor dem kühlen Lufthauch in der Höhle. Behutsam tasten wir uns durch die Dunkelheit. Göttergestalten stehen in Nischen, Altäre mit Opfern dämmern auf im fahlen Schein ihrer Kerzen. Benten selbst aber bleibt unserem Blick verborgen. Kaum sind wir der unheimlichen Finsternis entwichen, ihre Feuchte noch verspürend, wirft sich das Sonnenlicht, abprallend vom Wasser und Sand und Gestein, wieder wie ein Taumel auf unsere Sinne.

Meer und Gebirge, Wasser und Fels - sie sind der Grundakkord, aus dem die Melodie der japanischen Landschaft erklingt. In unzähligen Variationen wandelt der Akkord sich ab. Hier tritt das Gebirge unmittelbar an das Meer heran, es wächst auf Hunderten von kleinen Inseln aus dem Meer heraus; dort greifen die Fluten tief in das Bergland hinein, in Seen und Fällern und Flüssen umgibt das Wasser die Gipfel. Und zwischen Meer und Gebirge liegt, von beiden gestaltet, die gewellte Ebene.

Die Melodie der japanischen Landschaft ist, außer im Hochgebirge, keine heroische Musik. Da ist nur wenig, was „großartig“ zu nennen wäre. Sie ist ein Lied in Moll. Sanftheit, Zartheit und Ebenmäßigkeit geben allem das Gepräge, den Küsten und den Bergketten. In solcher Ausgeglichenheit aber ist sie von bezwingender Eindringlichkeit. Ein japanisches Sprichwort warnt: „Erst sieh' Nikko, dann sag' ‚kekko‘ (wunderbar)!“ Auch Nikko, die Tempelstadt inmitten der zedernbewachsenen Höhen, ist Einklang, vollendete Harmonie wie der Fuji und der Biwa-See, wie die heiligen Berge Hiei und Koya, wie Nara und die Insel Kyushu.

Im Laufe der langen Geschichte seines Volkes hat der Mensch sich eingeordnet in diese Melodie. Er hat ihr die sanften Linien seiner Tempel und Schreine, seiner Dörfer und Städte eingefügt. Nirgends blieb das dichtbesiedelte Land von seinem Eingriff unberührt, aber nirgends wurde in Jahrhunderten sein Einklang zerrissen. Erst in neuester Zeit sind hier und dort jene Industriegebiete, sind überall im Land jene modernen Schul- und Amtsgebäude entstanden, die wie Missklänge die Melodie unterbrechen. Aber der Mensch weiß um ihre Fremdheit, und mehr denn je sucht er heute die Stätten auf, wo die Melodie des Landes rein in seinem Herzen erklingt.

Oder ist es nicht vielmehr so, dass auch er wie Berge und Meer ein Teil dieser Melodie ist? Form und Sitte beherrschen sein Leben, so wie Sanftheit und Ebenmäßigkeit die Landschaft beherrschen. Aber liegt nicht auf dem Grunde seines Lebens Leidenschaft, so wie im Boden des Landes grollende Kräfte liegen, die immer wieder aufbrechen und Katastrophen schaffen? Ist nicht das Leben des Japaners gebändigte Leidenschaft, so wie das Wesen japanischer Landschaft verhaltene Wildheit ist?